



resos.ch

resos.ch

Religiös-Sozialistische Vereinigung
der Deutschschweiz

Bulletin

Sommer 2020

Juli, August, September

Editorial

"Wo ist Gott, wenn dunkelhäutige Menschen von Polizisten ermordet werden?" fragt mich eine Jugendliche in einem Brief. "Warum lässt Gott zu, dass die Welt zerstört wird, dass unschuldige Tiere und Pflanzen am Egoismus der Menschen zugrunde gehen?" spinnt sie den Faden weiter. "Ich kann nicht an einen solchen Gott glauben und ich möchte doch so gerne glauben, dass es eine höhere Macht gibt, die mich behütet."

"Gott ist eine Wunschvorstellung der Träumer und Schwärmer," antwortet darauf der abgeklärte Alte-Weisse-Mann, "Gott gibt es nicht!" Und selbstzufrieden findet er sich ab mit der Ungerechtigkeit dieser Welt.

"Tjaa, das ist halt die Theodizee-Frage. An ihr haben sich schon grosse Denker die Zähne ausgebissen", sagt der Pfarrer, stolz auf seine Gelehrtheit. Er scheint nicht zu merken, dass er damit gerade gar keine Antwort auf die Lebensfrage der jungen Briefschreiberin gibt.

Nein, Gott gibt es nicht. Gott ist nicht zu haben. Aber Gott ist.

"Und wo ist Gott, bitteschön?"

Gott ist unter dem Knie des Polizisten. Gott ist im Röcheln des Fisches im vergifteten Fluss, Gott steht in der reichen Stadt Zürich im Regen in einer Schlange um eine Tagesration Essen an. Gott sitzt ein in den Zellen von Foltergefängnissen. Gott ist leidend an der Lieblosigkeit der Welt. Gott hungert und durstet nach

Gerechtigkeit, ist ohnmächtig, ans Kreuz genagelt, schlaflos, verängstigt.

Auch wenn es Gott nicht gibt, wird Gott immer wieder gefunden. In den Flüchtlingslagern oder vor Herbergen. Gott wird immer wieder aufgenommen, in Windeln gewickelt und in eine Futterkrippe gelegt.

Liebe jugendliche Briefschreiberin, Gott ist zu finden in deinem Fragen. Gib dich nicht zufrieden damit, dass es Gott nicht gibt. Frag weiter! Beharrlich, nervig, ungeduldig.

Solange du fragst, ist Gott gegenwärtig, auch in unserem Briefwechsel.

Johannes Bardill

Impressum:

Redaktion «Bulletin»:

Beiträge einsenden bis 15. März, 15. Juni,
15. September, 10. Dezember

Johannes Bardill
Dorfstrasse 58
8816 Hirzel

044 727 47 10

jobardill@bluewin.ch

Versand und Adressänderungen:

Beilagen für Versand abgeben bis: 20. März,
20. Juni, 20. September, 15. Dezember

Hanna Götte
Hard 3

8408 Winterthur

052 222 82 46

hanna.goette@bluewin.ch

Aus unserer Vereinigung

Das rote Auto aus Chur

Koni Sturzenegger, der im Sommer 2013 beim Neuaufbau des RESO-Archivs im Zwinglihaus-Keller unersetzliche Arbeit geleistet hatte, hinterliess nach seinem Tod im März 2019 einen bedeutenden Nachlass von Ragaz-Literatur, den wir RESOS erben durften. Dieser Nachlass, sorgfältig in Kategorien geordnet, füllte in Konis Haus in Uster vier Zimmer!

Koni hielt testamentarisch fest, dass diese Literatur nach seinem Tod von der Archivarin Bernadette Meier in gekennzeichnete Schachteln verpackt und von uns RESOS abgeholt und nach Zürich in unser Archiv gebracht wird. Diesen Transport machten Hans Walder und Hanna Götte mit Hilfe des "Läbesraum Winterthur" im letzten Sommer. Zum Glück hatte es im Kellerraum unseres Archivs genug Platz für die vorläufige Stapelung dieses Erbes, und Gott sei Dank gewährt uns die Waldenserkirche vorübergehend Gastrecht! Einen kleinen Teil davon werden wir in unser Archiv integrieren, der grosse Teil aber muss einen würdigen für die Öffentlichkeit zugänglichen Platz finden. Pfarrer Robert Naefgen von Tamins gab uns die entscheidende Adresse: Die Pastoralbibliothek der reformierten Kirche Graubünden, die zur Kantonsbibliothek Chur gehört.

Mit dem Pastoralbibliothekar Daniel Bolliger planten wir am Samstag 13. Juni den Transfer dieser gesamten Literatur von Zürich nach Chur.

Farblich passend zur Literatur lenkte Daniel Bolliger einen roten Mobility-Kleintransporter von Chur nach Zürich. Zwei Neffen der Hauswartin, Antonio und Pasquale D'Ambrosio, schleppten Schachtel um Schachtel mit einem Sackroller die lange Aussentreppe hinauf zum Auto.

Die Schachteln türmten sich, und Daniel Bolliger öffnete wohlweislich einige davon, prüfte den Inhalt und stellte fest, dass Bücher sowie Archivalien darunter waren, die sich nicht ausschliesslich um Ragaz, sondern um kirchengeschichtliche Themen im Allgemeinen handelten. Ganz leise, wie zu sich selbst, sagte er, dass es ihm lieber wäre, wir würden das Material jetzt hier schon sortieren, denn es mache keinen Sinn, Bücherkisten nach Chur und später wieder zurück nach Zürich zu fahren. Verena Keller und Daniel Bolliger öffneten eine Kiste nach der andern, nahmen jedes Buch zur Hand und legten es, falls es nicht Leonhard Ragaz oder seine Vorgänger Vater und Sohn Blumhardt betraf, beiseite.

Dabei ging die halbe Kirchengeschichte durch Verenas Hände: Jesus, Luther, Zwingli, Lavater, Thomas Müntzer, David Friedrich Strauss, Paul Tillich, Martin Buber, Paul Wernle, Karl Barth, Emil Brunner, Titel wie "Gott ohne Kirche?" mit Aufsätzen von Konrad Farner, H. L. Goldschmidt, Hans Küng. So viel religiöse und sozialistische Literatur auf einem Haufen hatte Verena seit ihrer Zeit an der Universität nicht mehr gesehen. Die Lust, erneut Kirchengeschichte zu studieren, überwältigte sie, doch Daniel Bolliger mahnte leise: "Frau Keller, es ist jetzt nicht der Moment zum Lesen, wir müssen aussortieren! Um 14 Uhr bin ich in Chur mit einem Schüler verabredet, der mir beim Abladen hilft!". Daniel Bolliger verglich den Nachlass von Büchern mit einer Konditorei: Von aussen gesehen möchte man alles, was man sieht, auf der Stelle essen! Aber sobald man professionell in der Konditorei arbeitet, sind die Süssigkeiten nicht mehr verlockend, sondern man ist froh, wenn man sie los wird und verkaufen kann!

Antonio und Pasquale D'Ambrosio hievten viele Schachteln wieder die Treppe hinunter zurück in den Keller, Hanna Götte sorgte dort für eine minimale Struktur des Materials und Daniel Bolliger fuhr mit nur etwa einem Viertel des Nachlasses nach Chur!

Inhalt:

Editorial	1	Persönlicher Rückblick Corona Pandemie	6-8
Das rote Auto aus Chur	2-3	Zum gedenken an Trudi Weinhandl	8-9
Im Gartenhof	3	Bertha von Suttner	10-13
Quellenfund "der Professor"	4-5	Lesen	13-14
Gesuch an Frau Bundesrätin Viola Amherd	5-6	Wann, wo, wer, was?	15-16

Die beiden jungen Männer werden vom Kassier Hans Walder ihren wohlverdienten Lohn erhalten.

Verena und Hanna schauten auf die zurückgelassene Menge von Büchern und Archivalien. Wir brauchen begeisterte Theologiestudent*innen, die uns gegen Bezahlung in den Semesterferien beim Einordnen und Katalogisieren helfen. Oder gibt es unter

unsere RESO- Mitgliedern Leute, die Lust hätten zu helfen? Sie sollen sich bei Verena Keller oder Hanna Götte melden!

*Verena Keller und
Hanna Götte*

Im Gartenhof

Der Fremde - Eine Liebesgeschichte.

Verena Keller liest aus ihrem neuesten Buch. Schwerpunkt darin ist Bangladesh, ein Land im Delta der grossen Flüsse aus dem Himalaya, deren stets sich wiederholenden Überschwemmungen die Menschen in die Flucht nach Europa treiben.

Das Buch ist eine interkulturelle Liebesgeschichte, die zu einer brisanten Gesellschaftsgeschichte wird und unseren Wohlstand, unsere Urängste, aber auch unsere Fähigkeit zu lieben hinterfragt.

Verena Keller

Lesung und Diskussion mit Apéro.
Samstag, 22. August, 15.00 bis 17.00 Uhr
Gartenhofstrasse 7 in Zürich

«Russland – es gibt Hoffnung, trotz allem»

Im Gespräch mit Roman Berger, ehemaliger Korrespondent des Tages-Anzeigers in Washington (1976-1982) und in Moskau (1991-2001)

Mit der unerwarteten Selbstaflösung der Sowjetunion Ende 1991 begann ein schwieriger Weg vom Kommunismus zu einem Kapitalismus mit Schockwirkung. Die Demokraten, die in den 1990er-Jahren mit Präsident Boris Jelzin an der Macht waren, verpassten aber die historische Möglichkeit, Russland demokratischer zu machen, die Staatsmonopole aufzubrechen und eine Marktwirtschaft einzuführen.

Mit Wladimir Putins Amtsantritt im Jahr 2000 kehrte Russland wieder zu einem autokratischen Herrschaftsmodell zurück, bei dem die wichtigsten Entscheidungen von einer Person gefällt werden. Sogar über die Nachfolge entscheidet Wladimir Putin selber, da es kein institutionalisiertes Nachfolgesystem gibt. Heute jedoch ist Präsident Putin nicht mehr in der Lage, seinen Beitrag zu erfüllen. Seit Jahren sinken die Reallöhne und eine Besserung ist nicht in Sicht. Der seit Jahrzehnten geltende sogenannte „Sozialvertrag“ zwischen Staat und Bürger (die Regierung sorgte für die finanzielle und soziale Sicherheit

und erwartete im Gegenzug, dass Bürger auf ihre politischen Mitspracherechte verzichteten) beginnt sich aufzulösen.

Anhand vieler Gespräche mit bekannten Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft und dem kulturellen Leben – aber auch dank privater Beziehungen durch seine russische Ehefrau – hat Roman Berger einen guten Einblick in den russischen Alltag und kann dadurch anschaulich über die zahlreichen Facetten der russischen Wirklichkeit berichten.

Nach kurzer Vorstellung seiner Person und einem einführendem Rückblick auf die politische Entwicklung seit 1991 interessieren uns im zweiten Teil unter anderem folgende Fragen: Was für Hoffnungen und Überlebensstrategien haben die Menschen im Alltag, wie steht es mit dem wachsenden Einfluss der Kirche, und was bewegt die junge Generation, die nur Präsident Putin kennt, und wieso sieht Roman Berger Hoffnung, trotz allem?

*Für den Vorstand,
Hans Walder*

Samstag, 26. September, 15.00 bis 17.00 Uhr
Gartenhofstrasse 7 in Zürich

Dokumente

Quellenfund

Bei der „staatlich verordneten Ruhepause“ zu Zeiten von Corona fand ich beim Aufräumen meiner Schubladen einen Text, auf Englisch, ohne Datierung, ohne Angabe eines Verfassers.

Oben auf dem mit Schreibmaschine getippten Manuskript steht mit Bleistift ein Datum: 3.11.05. Ich habe eine Vermutung, aber keine Beweise: Die Autorin könnte meine Gotte Dr. Klara Cook-Vontobel sein, geboren 1916. Sie studierte in den 30er Jahren in Zürich Theologie. Vielleicht hatte sie bei Ragaz studiert, kurz bevor er den Professoren-Status aufgegeben hatte und ins Arbeiterquartier an die Gartenhofstrasse gezogen war.

Clara, genannt Klärli, übersiedelte nach Amerika, wo sie an der Universität Theologie und Oekonomie lehrte. Im Alter pflegte sie ihren an Parkinson erkrankten Ehemann, der nicht mehr sprechen konnte und schrieb, um die Situation auszuhalten, kleine Geschichten. Vielleicht steckt hinter dem männlichen Protagonisten sie selbst? Vielleicht hat sie 2005, als sie meine Mutter im Pflegeheim in Zürich besuchte, ihr diesen Text gebracht? Meine Mutter, obwohl dement, hat den Text in ihren gesammelten Papieren aufbewahrt, und ich habe 2006, nach ihrem Tod, die Schubladen im Pflegeheim geleert und alles nach Basel getragen und in meinem Büro im grossen Schreibtisch, geerbt von Leonhard Ragaz, in einer der vielen, tiefen Schubladen verstaut und erst jetzt, während der Corona-Krise, die uns „den Weg nach Innen“ lehrte, wieder entdeckt. Alle, die darüber etwas wissen könnten, sind verstorben.

Der Professor

Es war am späten Vormittag. Ich ging durch die enge Strasse, die vom Grossmünster zur Zentralbibliothek führt. Ich bin diesen Weg oft gegangen und heute war es wie ein nach Hause Kommen. Ich dachte an die Zeit, als die Bibliothek fast eine zweite Heimat für mich war.

Ich sah ihn, er ging auf das Gebäude zu, der alte Professor, zu dem ich empor geschaut hatte wie zu einem väterlichen Freund. Er ging nach vorne gebeugt und seine Gangart war langsam. Er trug den

schwarzen Gehrock. Er hatte immer seinen schwarzen Gehrock getragen. Ich habe ihn nie in modernen Kleidern gesehen. Der Professor, dessen Ideen für seinen Professoren-Status immer als zu revolutionär betrachtet wurden, sah stets konservativ, wenn nicht gar altmodisch aus. Ich näherte mich ihm, er drehte den Kopf und erkannte mich. Er streckte seine Hand aus, um mich zu grüssen. Ich fühlte die alte Freundschaft, die über eine lange Zeit den Lehrer mit dem Studenten verbunden hatte. Wir tauschten ein paar freundliche Gedanken aus.

Er verbrachte die Vormittage immer in der Bibliothek, um sich über die täglichen Ereignisse zu informieren. Am Nachmittag schrieb er und studierte die Propheten, die Politik und die Ewigkeit. Politik und Ewigkeit waren für ihn die zwei Seiten einer Medaille.

„Was denken Sie über die heutige Welt?“ fragte ich ihn. Ein Schatten kam über sein Gesicht. „Wir machen in der Tat wieder eine schwierige Zeit durch!“, sagte er. „Ich hatte meine Hoffnungen auf Amerika gesetzt, aber jetzt wollen die Amerikaner die Welt dominieren. Wiederum versuchen sie, Marx von Christus, die politische Welt vom Reich Gottes zu trennen. Sie erinnern sich an mein Buch „Von Christus zu Marx, von Marx zu Christus“. Nur wenige Leute verstehen diese Botschaft. Nur die Arbeiter wollen etwas über Marx hören, und die Kirchgänger wollen etwas über Christus hören, aber die beiden können nicht getrennt werden.“ Er war deprimiert, aber er hatte noch nicht aufgegeben, er las und forschte immer weiter.

Es wunderte mich, wie es seinem Sohn Jakob ging, der mein bester Freund war, mit dem ich über Berg und Tal gewandert bin, an sonnigen Tagen und in dunklen Nächten. „Wie geht es Jakob?“ fragte ich. „Jakob geht es gut“, sagte er. „Er hat eine nette Familie, eine gute Frau und nette Kinder. Sie wissen, dass er wieder im Gefängnis war? Er hat an Gewicht verloren, aber er kann es nicht vermeiden, für seinen Glauben gerade zu stehen. Wer seine Hände an den Pflug legt, kann nicht rückwärts schauen. Man kann nicht erwarten, ein normales Leben zu haben, wenn man seinem Gewissen gehorcht.“

Die Zeiger an der Kirchturmuhre zeigten gegen elf. Er reichte mir noch einmal die Hand. Dann ging er weiter in Richtung Bibliothek. Ich beobachtete ihn,

wie er in die kleine Bibliothek für Soziale Literatur einbog, welche der grossen Bibliothek angeschlossen ist - die Bibliothek, in der viele Jahre zuvor Lenin sich auf den schicksalhaften Weg nach Russland vorbereitet hatte. Ich unterdrückte die Tränen, die mir in die Augen traten.

Leonhard Ragaz hat das Buch „Von Christus zu Marx, von Marx zu Christus“ 1929 geschrieben.

Jakob Ragaz starb 1985 im Postbüro, während er einen Brief an Amnesty Internationale aufgab.

*Verfasserin unbekannt,
aus dem Englischen übertragen
von Verena Keller*

Gesuch an die Armee zur Finanzierung von Massnahmen gegen Armut

Offener Brief Von: Amine Diare Conde,
Sohn der Helvetia

Sehr geehrte Frau Bundesrätin Viola Amherd

Seit ein paar Monaten erleben wir in unserem Land einen unerwarteten Feind: das Coronavirus, auch Covid-19 genannt. Diesen Feind interessieren unsere Waffen und Panzer nicht. Diese können uns jetzt nicht helfen.

Als Sohn der Helvetia war es für mich sehr wichtig, irgendeine Möglichkeit zu finden, um die Leute, die in unserem Land leben, zu unterstützen, bis wir diesen Feind besiegt haben. Weil ich von Anfang an gemerkt habe, dass nicht alle zu Hause bleiben können, wie es das Bundesamt für Gesundheit gefordert hat, musste eine Lösung her.

Viele Einwohner und Einwohnerinnen unseres Landes hatten Panik und Angst. Es ging nicht nur um Corona, sondern es stellte sich ihnen die existentielle Frage des Überlebens. Das betrifft zum Beispiel Obdachlose, abgewiesene Asylsuchende, Sans-Papiers oder Einheimische mit niedrigem Einkommen. Viele von ihnen haben Kinder oder sind alt oder leben von einem Tag zum anderen und haben keine Reserven. Ihr Leben ist bedroht, wenn sie nicht arbeiten können. Manche erhalten üblicherweise Essen von den Kirchen, Gassenküchen oder von gemeinnützigen Vereinen. Aber wegen Corona haben die meisten von ihnen geschlossen, da viele der Helfenden selbst Risikopatienten sind.

Ich, als Sohn der Helvetia, konnte keine Ruhe finden, ich musste etwas tun, weil ich weiss, was Hunger ist. Ich weiss es besser als Helvetias Behörden: aus ei-

gener Erfahrung. Nach vielen Anrufen und Schreiben, um Essen für die Bedürftigen zu finden, gelangte ich an eine Firma, von der ich über fünftausend Portionen Lebensmittel geschenkt bekam. Aber das reichte gerade einmal für zwei Tage, obwohl das Essen nur im Kanton Zürich verteilt wurde. Mein Telefon lief heiss. Ich war richtig überrascht, dass in Zürich so viele Leute auf Hilfe angewiesen sind. Die Nachfrage wurde immer grösser. Ich musste sofort eine langfristige Lösung finden.

Auf der einen Seite musste ich nach Geld und Essensspenden suchen, dabei musste ich mit den Firmen über die Preise für die Essenslieferungen verhandeln, auf der anderen Seite musste ich dauernd das Telefon abnehmen, weil Menschen, die Essen brauchten, anriefen. Ich habe kaum geglaubt, dass ich das bin, der das alles macht.

Deswegen haben wir von der Autonomen Schule Zürich aus einen Spendenaufruf gemacht. Mit den Spenden finanzieren wir die Lebensmittel, die wir seit über zwei Monaten im Kanton Zürich gratis verteilen. Die Lebensmittel und Hygieneprodukte werden auch in Notunterkünfte für abgewiesene Asylsuchende gebracht. Aber die Nachfrage wird immer noch grösser, weil auch in anderen Kantonen bedürftige Menschen leben. Deshalb unterstützen wir auch Organisationen in anderen Kantonen und verteilen Lebensmittel, zum Beispiel in den Kantonen Bern, Solothurn, Aargau, Freiburg und Basel.

Leider sind unsere Ressourcen knapp. Wir sind über 200 freiwillige Helferinnen und Helfer, die sich für die Nahrungssicherheit unserer Mitmenschen in der Schweiz einsetzen. Ich bin mir sicher, dass Sie als Mitglied der CVP den Wert der Nächstenliebe kennen und schätzen. Wir machen diese Arbeit sehr gerne, weil sie wichtig und nötig ist.

Ich habe mir viele Gedanken darüber gemacht, wie man eine Lösung finden könnte. Meine Gedanken haben mich schliesslich dazu gebracht, mich an Ihr Departement zu wenden. Denn das Wort „Armee“ ähnelt dem Wort „arm“ und vielleicht finden auch Sie einen Bezug. Da die Armee den Auftrag hat, das Volk gegen Feinde zu schützen, und Armut in meinen Augen einer ist, fände ich es schön, wenn Sie uns dabei unterstützen könnten.

Deswegen möchte ich fragen, ob es möglich ist, das Budget der Armee für Waffen, Munition oder Panzer für das Jahr 2020 um 0.1% (4.5 Mio) zu kürzen, um den grössten Feind unseres Landes, die Armut, abzuschaffen. Wir wären auch dankbar für die Unterstützung der Armee beim Transport und den Lieferungen der Lebensmittel.

Wir haben gut ausgebildete Soldaten in der Schweiz. Es wäre sehr schade, wenn wir ihre Fähigkeiten nicht nutzen würden. Ich habe gegoogelt, was ein Panzer kostet und festgestellt, dass ich mit dieser Summe ein ganzes Jahr lang dafür sorgen kann, dass niemand Hunger leiden muss. Ich frage mich,

welchen Wert ein Panzer hat im Vergleich zu einem Leben? Wozu Panzer, wenn sie keine Leben erhalten können?

Corona lässt mich darüber nachdenken, wie es wäre, wenn wir dieselbe Brille aufsetzen würden wie das Virus. Es urteilt nicht. Was wäre möglich, wenn wir das auch nicht täten? Niemand müsste auf unserer Erde Hunger leiden, weil wir mehr als genug Nahrung haben. Es fehlt uns nur die Solidarität.

Ein Wert, den ich sehr stark im Christentum (der Basis ihrer Partei) wiederfinde und von dem ich hoffe, dass ihm wieder mehr Gewicht beigemessen wird.

Ich verbleibe in gespannter Erwartung Ihrer Antwort und Ihrer Lösungsvorschläge.

Freundliche Grüsse

*Amine Diare Conde
Sohn der Helvetia*

*Kontakt:
essenfueralle2020@gmail.com
<https://essen-für-alle.ch/>*

Erfahrungs- und Erlebnisberichte

Persönlicher Rückblick auf die Corona-Pandemie

Insgesamt gesehen waren die sieben Wochen während des Corona-Shutdown vom 16. März bis zur ersten Lockerung am 27. April, eine gute Zeit. Weitgehend konnte ich meinen gewohnten Tagesablauf einhalten, was nicht selbstverständlich ist. Das galt mehr oder weniger auch für meine Frau. Wir konnten unsere Arbeiten als Pensionierte im "Homeoffice" praktisch nahtlos weiterführen.

Da wir beide zu den Risikogruppen gehören erhielten wir von verschiedenen Freundinnen, Freunden, Bekannten Angebote für den Einkauf von Lebensmitteln und sonstigen Erledigungen ausserhalb der Wohnung. Es ergab sich die gute Gelegenheit, dass sich eine Nachbarin im Haus, ein Stockwerk über uns anbot, für uns Lebensmittel einzukaufen, was angenehm war und zunächst bestens klappte. Da die Frau plötzlich überlastet war, musste sie ihr Angebot beenden.

Anjuska übernahm die Arbeit des Einkaufens wiederum, was für sie nicht unangenehm war, konnte sie doch das Eingesperrtsein durchbrechen. Dies hat zum Schutz von mir als Hochrisikopatient beigetragen.

Zwei neue Erfahrungen mit möglicherweise Wirkungen über Corona-Pandemie hinaus

Da ist zunächst das z'Mörgele zuhause mit Anjuska. Während über zwei Jahrzehnten besuchte ich vormittags regelmässig das Café Uetli am Goldbrunnenplatz um dort Café zu trinken, ein Brötchen zu essen und in der NZZ zu lesen. Die beinahe Wiener-Kaffeehaus-Atmosphäre gefiel mir. Im Laufe der Zeit lernte ich verschiedene Menschen kennen, und es ergaben sich manche angeregte Gespräche mit zwei Gästen.

Leider wurde das traditionsreiche Café und Restaurant auf anfangs Januar 2020 verkauft und schrittweise in ein vietnamesisches Restaurant umgewandelt. Nicht, dass ich etwas gegen Vietnam hätte, im Gegenteil. Doch mein Uetli war das nicht mehr. Dann kam der Lockdown...

Nun frühstücke ich jeden Tag im Beisein meiner Frau mit einer Tasse Kaffee und morgendlichen oder vormittäglichen meist angenehmen Gesprächen. Mir gefällt dieses z'Mörgele, auch ohne NZZ.

Die zweite Erfahrung nenne ich "Schritte nach draussen". Bei mir kam, wie schon erwähnt, erschwerend hinzu, dass ich ein Hochrisikopatient mit Vorerkrankungen bin. Zwei jüngere Ärztinnen mit wenig beruflichen Erfahrungen jagten mir zu Beginn des Lockdown unabhängig voneinander gehörigen Schrecken über die Gefährdungen ein, was Angst in mir auslöste, jedoch keine Panik.

Zwei erfahrene Ärzte relativierten dies später, so dass ich mich schliesslich wagte, nach draussen an die frische Luft zu gehen, wann zum ersten Mal weiss ich nicht mehr. Wo sollte ich möglichst geschützt spazieren gehen? Warum denn in die Ferne greifen, wenn das Gute liegt so nah?

Wenige Minuten vom Wohnhaus entfernt liegt der grosse Friedhof Sihlfeld, ursprünglich „Zentralfriedhof“, eröffnet 1877, der gleichzeitig in Teilen eine Parkanlage ist. Der Hausarzt hatte toleriert, dass ich auf Basis der Eigenverantwortung, unter Einhaltung des Distancing, täglich bis zu einer Stunde spazieren gehen kann, was ich bis heute meist umsetze. Es ist faszinierend, mich in diesem alten Friedhof zu bewegen.

Da sind viele oft schöne Grabsteine mit dem Namen von Verstorbenen, manche Familiengräber. Von den Namen her durch alle gesellschaftlichen Schichten hindurch, Schweizerinnen, Ausländer, Ausländerinnen und Schweizer, „gewöhnliche“ und „vornehme“ Verstorbene. Zu den Berühmtesten, die im Sihlfeld ihre letzte Ruhe fanden gehören Gottfried Keller, Henri Durant, Johanna Spyri August Bebel, Emilie Lieberherr, Richard Paul Lohse und Hugo Lötscher.

Ab und zu schaue ich mir Namen auf den Steinen und Holzkreuzen an. Ich schätze die Friedhofsruhe, das gibt mir Zeit zum Nachdenken. Zweimal schalte ich je ein fünfminütige Sitzpause ein. Dabei geniesse ich die schöne Umgebung der Natur, die vielen Bäume, die im Frühjahr zum Teil geschnitten werden, Wiesen, die wachsen dürfen, Vögel, deren Gezwitscher ich höre und - nicht selten - ein Eichhörnchen, vermutlich hier beheimatet wegen der Tann- und Föhrenzapfen. Nicht vergessen - die Ruhe, im Gegensatz etwa zur Hektik bereits ab dem Goldbrunnenplatz.

Wann immer das Wetter schön, vor allem sonnig ist, sind auf einer grossen Wiese viele Menschen, meist junge, anzutreffen. Distancing: die zwei Meter werden nicht überall eingehalten...

Die Stimmung ist angenehm, friedlich. Hinzu kommen Spazierende, oft junge Mütter oder Väter mit ihrem Nachwuchs im Kinderwagen oder in der Tragtasche am Körper.

Peinlich versuche ich auszuweichen, um die berühmten zwei Meter so oft wie möglich einzuhalten, was selten nicht gelingt. Im Ausweichen, eine Art Slalomlaufen bin ich inzwischen recht geübt. Bekannten bin ich selten begegnet.

Kommunikation nach draussen

Oft klingelte das Handy meiner Frau, vor allem unser Sohn rief an, aber auch Verwandte, Bekannte, Freundinnen oder Freunde meldeten sich so bei ihr. Telefonate waren und sind bei mir selten. Kontakte erfolgten meist ausführlich über E-Mails. Dabei kann ich mir oft überlegen, was ich wie mitteilen möchte.

Was ich sehr schätzte, waren die wöchentlichen Gottesdienste per Internet, am Freitagabend und Schabbatvormittag der Jüdisch-Liberalen Gemeinde Or Chadasch und die vorschabbatlichen Gebete der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich ICZ per Zoom.

Ab und zu, jedoch selten, kamen Menschen zu Besuch draussen im Hof der ABZ-Siedlung Wiedikon, wo wir einander mit zwei Meter Abstand maskiert begegneten.

Wir gewannen allgemein den Eindruck, dass die Zusammengehörigkeit von Menschen - trotz Distancing - in der Zeit des Lockdowns enger geworden und die Freundlichkeit gewachsen war. Vor allem die Anerkennung des Gesundheitspersonals in Spitälern ist sehr gewachsen, doch wird es dauern bis das Klat-schen von Balkonen sich in höheren Löhnen und würdigeren Arbeitsbedingungen niederschlagen wird.

Summa summarum keine einfache Zeit, verbunden mit Ängsten um die Gesundheit, vor dem Tod und dem Verlust von Arbeitsstellen - weltweit. Dennoch irgendwie auch bereichernd.

Die Corona-Pandemie war für viele Menschen eine Chance zur Selbstbestimmung, eine Rückbesinnung auf ursprüngliche Werte, wie verbundene Mitmenschlichkeit. Die Entschleunigung hat in diesem Prozess mitgeholfen. Es wäre möglich gewesen, die

gesellschaftlichen Werte, bestimmt durch Konkurrenz, Geld und Konsum, zu überdenken und breiter an solidarischeren Gesellschaftsformen zu arbeiten.

Je umfassender die Lockerungen Einzug halten, desto mehr schleicht sich das Gefühl bei mir ein:

Nach dem Lockdown ist bald wieder vor diesem. Oder täusche ich mich?

Jochi Weil

Black Lives Matter

Es war ein Hype. Tausende meist junge Menschen versammelten sich beim Stadelhofen und auf dem Sechseläutenplatz zur nicht bewilligten, jedoch von der Polizei geduldeten Demo. Viele kamen schwarz gekleidet, viele von schwarzer Hautfarbe: Black Lives Matter - schwarze Leben zählen.

Weit über 10'000 Menschen demonstrierten in Zürich am 13. Juni im Gedenken an den ermordeten Georges Floyd, aber auch gegen Rassismus hier.

Ich Habe mir nachträglich das erschütternde Video "I Am Not Your Negro" angeschaut, ein Dokumentarfilm über die jüngere Geschichte der USA, zu finden unter: <https://www.srf.ch/kultur/gesellschaft-religion/wochenende-gesellschaft/jetzt-im-stream-i-am-not-your-negro>

Jochi Weil

Menschen und Erinnerungen



Zum Gedenken an Trudi Weinhandl-Kägi

Alles, was sich Trudi in ihrem Leben vornahm, führte sie konsequent aus. Sie hatte einen klaren, scharfen Sinn für Gerechtigkeit, der sie wie ein roter Faden durch ihr langes Leben leitete. Am 27. Mai 2020 ist Trudi Weinhandl-Kägi im Zürcher Limmat-Alterszentrum im Alter von 91 Jahren gestorben.

Trudi wuchs zusammen mit ihrem Bruder in sehr bescheidenen Verhältnissen in der Stadt Zürich auf. Ihr Vater starb, als sie achtjährig war. Ihre Mutter musste arbeiten gehen. Trudi und ihr Bruder waren meistens allein daheim oder im Tageshort.

Mit 11 Jahren lernte sie die sozialistische Jugendgruppe Rote Falken kennen, wo sie Anerkennung und Antrieb fand, wie sie später beschrieb: «Sie haben eine lodernde Flamme in mir erweckt». Das Sommerlager der Rote Falken erlebten die beiden Geschwister 1942 als fröhliche Grossfamilie in sozialistisch-sozialer Gemeinschaft.

Hartnäckig und selbstständig

Trudis Berufswunsch in der 2. Sekundarschule war Kindergärtnerin oder Lehrerin, aber davon konnte sie

nur träumen: Gemäss der Mutter sollte sie eine Büro-stelle annehmen und Geld verdienen. Damals waren Mädchen in der 3. Sekundarschule die Ausnahme. Die obligatorische Schulzeit dauerte acht Jahre. Trudis Wunsch war aber so stark, dass sie sich durchsetzen konnte und die Mutter wenigstens dieses Abschluss-jahr akzeptierten musste.

Als sehr gute Schülerin fand sie eine Lehrstelle als Verkäuferin beim Warenhaus Jelvoli. Ihr Bruder, auch ein guter Schüler, musste eine kaufmännische Lehre machen. Die Matur und ein Hochschulstudium blieben ihm verwehrt

Trudi wechselte ihre Arbeitsstelle in den folgenden Jahrzehnten immer wieder. Sie fand unter anderem eine Stelle als Kassiererin im Opernhaus. Dort merkte sie sofort, dass es grosse soziale Unterschiede gab, ArbeiterInnen konnten sich kein Billet leisten wie die Angestellten. Sie verliess diese Stelle und fand dann eine anständig bezahlte Arbeit als Kassiererin bei den städtischen Verkehrsbetrieben.

Nach drei Jahren Ehe mit ihrem ersten Mann trennte sie sich von ihm und zog mit ihrer kleinen Tochter, die sie mit 20 Jahren bekommen hatte, für 12 Jahre bei ihrer Mutter ein. Für ihre Tochter war dank Mutter und Nachbarn gut gesorgt und Trudi konnte sich ausgiebig in der Gesellschaft bewegen.

Mit der Sozialistischen Jugend reiste sie nach Jugoslawien. Sie lernte die religiösen Sozialisten Leonhard und Clara Ragaz am Zürcher Gartenhof kennen und begann, die Bücher von Leonhard zu lesen. Ihr Bruder engagierte sich zusammen mit Eugen Stiefel im Café Boy. Auch er ein sozial engagierter Mensch.

Engagement in Frauen-, Friedens- und sozialen Organisationen

Ende der 1960er-Jahre heiratete sie Karl Weinhandl. Die beiden führten eine lebenslange Ehe (auf Augenhöhe) und mit Gütertrennung. Seit den 1950er-Jahren war sie SP-Mitglied. Sie wollte gesellschaftlich etwas bewegen, für Gerechtigkeit kämpfen, und sie setzte sich vor allem für das Frauenstimmrecht ein. Sie engagierte sich bei den Frauen für den Frieden und der Frauenliga für Frieden und Freiheit WILPF, begann selber zu recherchieren und über das Leben von besonderen Frauen zu schreiben.

Ihre umfangreichste und wichtigste Dokumenta-tion war das 60-seitige Heft über das Leben von Clara

Ragaz-Nadig, dessen Inhalt nicht in unseren Schul- und Geschichtsbüchern steht. Trudi las mit Überzeugung die Ragaz-Literatur und wurde Mitglied bei der Religiös-Sozialistischen Vereinigung. Der Sozialismus in dieser von Ragaz 1906 gegründeten Bewegung war für Trudi der Kern, die Hauptsache, die Religion nebensächlich, eigentlich nicht nötig.

Friedhofsführungen im Sihlfeld

1979 gründete Trudi zusammen mit einer Freundin die Patientenstelle Zürich. Später kam sie auch an die Montagsveranstaltungen der SP-Seniorinnen und die Treffen der SP60+. Auch bei der PdA-Altersorganisation Avivo machte sie mit. Ebenfalls engagiert war sie im Historischen Verein Aussersihl und führte lange Zeit Führungen im Friedhof Sihlfeld durch, wo sie auf Grabstätten von bekannten Sozialisten wie August Bebel hinwies, wo aber auch andere ihre letzte Ruhe-stätte fanden, etwa Gottfried Keller, Johanna Spyri oder Henry Dunant.

Sie nahm an vielen Friedensveranstaltungen teil und hielt dabei Ereignisse und SitzungsteilnehmerInnen fotografisch fest. Sie knipste fürs Leben gern.

Vor ein paar Jahren trat Trudi Weinhandl der PdA bei. "Bevor ich sterbe, gibt es noch einige Dinge, die ich erledigen möchte. Dazu gehört in die PdA einzu-treten", meinte sie, die in dieser Partei als deren Mit-glied auch "die politische Vollendung" sah.

Vier Schicksalsschläge trafen Trudi 2016 und 2017 hart: Ihre Tochter starb an Krebs, Karl Weinhandl musste ins Pflegeheim Käferberg einziehen, ihr Bruder starb und ihr Mann ebenfalls bald darauf.

Seit Ende 2016 lebte Trudi im Alterszentrum Limmat, dem Altersheim ihrer eigenen Wahl. Es fehlte ihr dort nichts. Für alles war gesorgt. Das Heimleben verleidete ihr aber bald. Es fehlten ihr die so wichti-gen Aufgaben in der Gesellschaft.

Exit-Mitglied war Trudi seit den 1980er-Jahren. Sie wollte dereinst selbstbestimmt und würdig von dieser Welt gehen. Mit der Steiner-Vorsorge hatte sie alles geregelt und geplant. Am 27. Mai ist sie – nach acht schwierigen Corona-Wochen – mit Hilfe von Exit gestorben. Trudi bleibt uns in nachhaltiger Erinnerung.

*Hanna Götte und
Jenny Heeb*

Bertha von Suttner Friedensaktivistin und Vorbild für Clara Ragaz-Nadig

Als Tochter einer Familie aus böhmischen Adel war sie die erste Frau, die gegen den Krieg kämpfte. Mit ihrem Buch „Die Waffen nieder!“ wollte sie den Ersten Weltkrieg verhindern. Für ihr Werk bekam sie den ersten Friedensnobelpreis. Ideologisch ist sie die Urgrossmutter der GSoA. Obwohl sie mit Religion nichts am Hut hatte, war sie das grosse Vorbild der religiösen Sozialistin Clara Ragaz.

Bertha ist als Gräfin im Jahre 1843 in Prag geboren. Ihre Eltern stammten aus einer böhmischen Adelsfamilie. Ihr Vater, Franz Joseph Graf Kinsky von Wchinitz und Tettau starb, bevor sie auf der Welt war, im 75. Lebensjahr. Er war General. Ihr Grossvater mütterlicherseits war Hauptmann der Kavallerie. Bertha wuchs bei ihrer Mutter, der reichen Witwe Sophie Wilhelmine im aristokratischen Umfeld der österreichisch-ungarischen K.u.K. Monarchie und deren militärischem Hintergrund auf. Als Kind und Jugendliche lernte sie mehrere Sprachen und reiste viel. Wie alle Adelstöchter hätte sie auch Klavier spielen sollen, aber sie hatte keine Beziehung zur Musik und fand diese Klimperei Zeitverlust. Was sie viel mehr interessierte, war Geschichte und Politik. Tagelang vergrub sie sich in die Schlossbibliothek und verschlang Bücher über die Weltgeschichte. Da ihre Mutter von der Spielleidenschaft besessen war und als Gräfin Kinsky ein Luxusleben führte, war das Vermögen, das sie vom Vater geerbt hatte, bald aufgebraucht.

Als Bertha 30 Jahre alt war, wollte sie selbstständig sein und nicht mehr von der Mutter abhängen. Sie nahm in Wien eine Stelle als Gouvernante bei dem Industriellen Freiherr Karl von Suttner an. Dessen vier Töchtern erteilte sie Unterricht in Musik und Sprache. In dieser Zeit verliebte sie sich in den jüngsten Sohn der Familie, Arthur von Suttner. Er war sieben Jahre jünger als sie. Die Industriellengattin Frau Suttner sah das Verhältnis ihres 23-jährigen Sohnes mit der um sieben Jahre älteren, verarmten Adligen nicht gern und kündigte den Gouvernanten-Vertrag.

Um Bertha nicht mittellos aus dem Haus zu werfen, verschaffte sie ihr in Paris eine Stelle als Sekretärin bei Alfred Nobel. Der wurde aber bald vom schwedischen König in die Heimat zurück berufen. Bertha war wieder stellenlos. Sie kehrte nach

Wien zurück und heiratete am 12. Juni 1876 heimlich ihren Geliebten Arthur von Suttner, gegen den Willen seiner Eltern. Zur Strafe wurde Arthur enterbt.

Das mittellose Ehepaar zog von 1876 bis 1885 in den Kaukasus nach Georgien. Dort fanden sie als verarmte Adlige vorübergehend Aufnahme bei der Fürstin Jekatarina. Das Ehepaar lebte unter schwierigen finanziellen Verhältnissen und ernährte sich von Gelegenheitsarbeiten. Bertha schlug sich als Sprachlehrerin durch. Sie schrieb Unterhaltungsromane und übersetzte georgische Literatur ins Deutsche. Arthur zeichnete Pläne und Tapetenmuster. Als 1877 der Russisch-Türkische Krieg begann, schrieb er für deutsche Wochenblätter Berichte über den Krieg sowie über Land und Leute.

Bertha begann ebenfalls mit ihrer journalistischen Tätigkeit. Unter dem Pseudonym B. Oulot publizierte sie Kurzgeschichten und Essays für österreichische Zeitungen. Damit war sie ebenso erfolgreich wie ihr junger Ehemann. Die Honorare, die sie durch Schreiben verdienten, ermöglichten ihnen den Umzug nach Tiflis. Die Ehe blieb kinderlos. Im Jahre 1885 kehrten sie gemeinsam nach Wien zurück. Sie söhnten sich mit der Familie Suttner aus und bezogen das Familienschloss in Harmannsdorf nördlich von Wien.

Später erinnert sich Bertha Suttner an den Georgien-Aufenthalt und hält in ihrem Tagebuch fest, dass diese Zeit, trotz der schwierigen Verhältnisse, eine glücklich Zeit war. In Wien nahm Berthas Leben eine entscheidende Wende. Sie spürte die Zeichen der Zeit. Durch Industrialisierung, Überbevölkerung und Raumnot wurde der Imperialismus in Europa immer bedrohlicher. Der Streit um Machterweiterung über den eigenen Staat hinaus, entweder mit militärischen Zielen oder durch Beherrschung von Rohstoffgebieten, war auf dem Höhepunkt. Angesichts dieser Situation verzichtete Bertha darauf, mit ihrem schriftstellerischen Talent die Stimmungen der eigenen Seele in schöne Wort zu kleiden, wie es dem idealisierenden Stil des spätbürgerlichen Epigontums der Epoche entsprochen hätte.

Als freidenkende, an Darwin geschulte Humanistin und sozial engagierte Adlige nutzte sie ihre Schreibfeder als Waffe gegen den Militarismus, für eine friedlichere Welt.

Mit 46 Jahren, 1889, als in Österreich die Sozialdemokratische Partei gegründet wurde, veröffentlichte

Bertha von Suttner den pazifistischen Roman „Die Waffen nieder!“ Die Zeit war reif für den Pazifismus. Der Roman erregte grosses Aufsehen. Er machte sie zu einer der prominentesten Vertreterinnen der internationalen Friedensbewegung. Das Buch erschien in 37 Auflagen und wurde in 12 Sprachen übersetzt. Mit diesem Roman beteiligte sich Suttner am damaligen pazifistischen Diskurs, der hauptsächlich in Kreisen der Sozialdemokratie sowie innerhalb des liberalen Adels geführt wurde.

1899 war Bertha von Suttner an der Vorbereitung zur „Ersten Haager Friedenskonferenz“ in Den Haag beteiligt. An dieser Konferenz wurden Fragen der nationalen und internationalen Sicherheit und der Abrüstung verhandelt. Man versuchte, ein internationales Schiedsgericht einzuberufen. Dieses Ziel wurde leider nicht erreicht. Es gelang der Friedenskonferenz nur, kleine kriegerische Konflikte beizulegen.

Am 10. Dez. 1902 starb der sieben Jahre jüngere Ehemann Arthur von Suttner an einer schweren Krankheit. Jetzt musste Bertha das Schloss Harmannsdorf, wo sie mit ihrem Mann 20 Jahre lang gelebt hatte, verlassen und nach Wien umziehen in eine Mietwohnung. Der „Gründerzeit-Zusammenbruch“ hatte auch das Suttnersche Vermögen verschlungen. Die Schriftstellerhonorare reichten nicht aus, den Bankrott aufzuhalten. Bertha von Suttner war als Witwe wieder fast so arm wie damals als Komtesse Kinsky, wo sie sich in Paris um die Stelle einer Sekretärin bei Nobel beworben hatte. Aber ihre Friedensarbeit trug Früchte.

1905 bekam sie als erste Frau den Nobelpreis. Die Geldmittel dieses Preises sicherten ihr den Lebensabend. Bertha von Suttner starb im 71. Lebensjahr, 1914, eine Woche bevor die Schüsse von Sarajevo fielen, die den Ersten Weltkrieg auslösten. In der Altersphase, als sie ihr reiches Leben überschauen konnte, schrieb sie ihre „Lebenserinnerungen“ nieder. Dieses Buch wurde 1970, in der ehemaligen DDR, neu herausgegeben und brachte es zu drei Auflagen.

Die Sprache des Romans „Die Waffen nieder“ wirkt auf uns heutige Menschen pathetisch. Aber die lakonischen Tagebuchaufzeichnungen aus Berta Suttners letztem Lebensjahr sind frisch und authentisch. Der nüchterne Ton erinnert ein wenig an Trudi Weinhandls Erzählungen aus ihrem Leben. Hier ein paar Beispiele:

9. Jänner 1914: Beine noch schlechter. „Realisierere“ wie die Engländer sagen, „voll und ganz“, wie die Deutschen sagen, dass ich, wie die Österreicher sagen, eine „alte Schachtel“ bin. Ja, nehme die Würde und Bürde der 70 auf. Lang wird's ja nicht mehr dauern. Erwartete Billets für die Burg und lud D... dazu ein; beides „fails“. Was mir eigentlich lieb, weil ich desto besser an „Friedenswarte“ arbeiten kann, was sich in die Nacht ausdehnt.

15. Jänner 1914: Der Tag lässt sich schlecht an. Vertrödle Zeit im Bett (bin doch lasterhaft faul!) und versäume Schuster. Bestellung zum Steueramt – Rechnung – Paste für die Füsse. Nur Prof. Michels sagt sich an – das ist nicht schlecht... Presse voll Parsifal, d i e s e Begeisterung! Aber für die Rettung der Menschheit, dafür begeistert man sich nicht. In Japan fürchterliche Vulkanausbrüche. Der Militärstiefel, der preussische, lastet auf Mitteleuropa. Wie wird's da dem Friedenskongress ergehen? Überhaupt! D e r Kongress. Wäre er nur schon vorbei und ich in Pension! – Nach 70 gehört man nicht mehr in die Welt. Die Schaffensquelle scheint auch versiegt. Nicht einmal der Korrespondenz komme ich nach. Nachmittag Besuch von Prof. Michels aus Turin. Schöne grosse Erscheinung. Aber über die Friedenssache pessimistisch. Drückt mich auch herab. Überhaupt bin ich unfroh. Mit mir unzufrieden. Und der Tod schon in so nahem Gesichtsfeld. Bin zu sehr allein. Niemand gehört mir; niemandem gehöre ich. – .

20. Jänner 1914: Ich bleibe auf meinem Fauteuil wieder stundenlang sitzen, wie blöde Schildkröte. – „Physische und geistige Trägheit im Alter ist physiologisches Gesetz“, las ich heute. Ganz richtig...

24. Jänner 1914: Eklatanter Militarismus. Und die einzigen im Parlament, die dagegen auftreten, sind die Sozialisten. Der Kanzler wird ganz von „echt soldatischem Geist“ hingerissen. Verwechslung von Vaterland und Armee...

2. Februar 1914: Englische Friedenskalenderlektüre. Mittags Rudi. Werde zu neuer Mitarbeit aufgefordert. Ja schreiben sollt' ich. Aber tu ich's denn? Frau K... besucht mich – erzählt Interessantes aus China. – Heute früh war ich nahe daran, die Haager Einladung anzunehmen. Das könnte mich aber nach Brüssel und Bern und Rom führen. Nein, ich muss „faire un fin“. Hab mir's so oft versprochen. Und jeder mühsame Schritt vom Fauteuil zum Schreibtisch, jeder Blick in den Spiegel bestätigt es. Aus mit dem öffentlichen

Auftreten, mit den Reiseplagen und dafür aber Literatur – mit der ich noch mehr wirken kann als mit der unmagnetischen Person – daneben Geniessen des Abends, Aufnahme von Eindrücken des Weltgeschehens – Lesen der neuen Werke. Naturfreuden. Ruhe geben – Ruhe nehmen. Werde jetzt gleich an W... schreiben, dass ich nicht komme...

7. Februar 1914: Frau P... kommt Kleid anprobieren. Auch das macht mich so müde, dass ich mich hinlegen muss. Sage der Kati, meiner Zofe, dass sie ihre Frau nicht mehr lange haben wird. Die bricht darüber in Tränen aus. Treue Seele! Jemand wird mich also doch beweinen.

8. Februar (Sonntag) 1914: Dejeuniere bei J.... Vermutete nicht diesen Reichtum. Sie scheint eine Wertheim zu sein. Bewohnen des Palais. Anwesend u.a. Conrad v. H... italienischer Admiral, Gräfin Kinsky, Wilzek... Dejeuner war herrlich. Begreiflich, dass diese Kreise nichts geändert haben wollen an der Weltordnung.

20. Februar 1914: Der Kongress in Haag geht noch nicht vorwärts. Abends ist mir recht unbehaglich. Die Füsse wollen mich gar nicht tragen.

21. Februar 1914: Ein Feuilleton der Presse von Dr. Gärtner löst meine verschiedenen Entfettungszweifel, und ich beschliesse, die Gärtnerkur zu unternehmen. Subjektives Befinden besser...

23. Februar 1914: In der Welt schlimm. Ausgleich gescheitert. Kriegsspiele angesagt. Verschiedene Korrespondenzen, auch von Sir Max – er will zuerst die Friedensfreunde in England organisieren, dann ein Land nach dem anderen. Ich warte immer auf das Wunderbare. Auf den grossen Apostel. – Nun, grossartiger hätte es ja nicht sein können, als vor 18 Jahren (1896) Nikolaus II., der Kaiser von Russland die Haager Friedenskonferenz ins Leben gerufen hatte, – und jetzt dieser Rückfall... Liechtenstein, dem ich schrieb, schickt Sektionsrat. Ich schon voll Hoffnung – was er aber bringt im „höchsten Auftrag“, ist glatte Ablehnung – nimmt kein Ehrenpräsidium an. Zu alt – von allem zurückgezogen. O Mäzene, Friedensmäzene, begeisterte, wo seid Ihr? – Nach mir, da werden sie erstehen – wahrscheinlich haufenweise. Einstweilen haben wir hier, Fried und ich, einen Kampf gegen millionenfache Übermacht. – Nun, wenn nur der Kongress in Haag überstanden ist, dann kommt an mich die Reihe: zurückziehen von allem – „zu alt“... Einsam leben, den Wiener Société-Kampf los. Ich hab's doch

zu keinem Salon gebracht. Und ist mir zu mühsam. Die Friedensreisen gehen auch nicht mehr. Nur die Spannung: Was geschieht – die füllt mir noch das geistige Leben genussvoll. Und das physische? Der Schlaf – das wohltätige „Ausruhen“ – und bescheidener Naturgenuss: Gras riechen. Besonders eigenes Gras wird gut duften und der eigene Kuckuck lieblich rufen. Ich freue mich auf die Fahrt nach Rosalie mit Kati.

4. April 1914: Prachtvolles Lenzwetter. Ach, irgendwo im Stillen und Grünen das Naturaufblühen geniessen dürfen! Ohne Generalversammlungen, ohne Kongress! Und es nützt ja, wie es scheint, die ganze Bewegung nichts gegen den nächsten Kriegs-Ausbruch, auf den so heftig hingearbeitet wird. Für die Zukunft nützt es wohl, zum Anderswerden trägt es bei, aber vorläufig ist's noch zu gewaltig so anstatt anders. Räuber, Mörder, Fanatiker – alles im Namen des Nationenbegriffs.

25. April 1914: Mir ist recht elend: starke Schmerzen. Gehe noch in den Stadtpark. H... bringt mich ängstlich nach Hause. Fahrt (mittels Einspanner) zum Professor. Klage mein Unwohlsein. Er ändert ein wenig die Diät. Schon neun Kilo abgenommen. Das ist gut. Amerika kränkt mich...

27. April 1914: Viel Post, aber nichts Bedeutendes. Nur das eine Gute: Aus Amerika die Nachricht, dass die Südstaaten Mediation angetragen und Wilson angenommen. ...Ganzen Tag allein zu Hause. Gefühl der Leere und Langeweile, der Unfähigkeit! Suess gestorben. Kaiser Josef besser. Aber auf wie lang? ... Ein kleiner Trost liegt doch in der Intervention. Ich zweifle aber, dass der schon angesteckte Brand so ganz und schnell verlöschen kann...

11. Mai 1914: Ich fühle mich übrigens miserabel. Hex kommt... Dann, nachdem sie fort ist, grosse Miserabilität. Werde ich krank? Die Arbeiten lasten auf mir. Nach Tisch (ass nur Spinat) ein Völkerrechtslehrer Dr. Gelmann. Hat den Frieden von Ouchy und Adrianopel arrangiert. Unsympathisch. Glaubt nicht an mögliches Aufhören der Kriege. – Die Völkerrechtslehrer werden den Pazifismus erdrosseln. – Während der Besuche fühle ich meine physische Miserabilität nicht. Der Geist hat Herrschaft über den Körper. Wieder allein, kommt Jammer zurück.

12. Mai 1914: So viel Kummer und Unbehagen wie jetzt habe ich doch lange nicht gehabt. Die Sorge um Kongress und Lotterie! Und gegen den Übermilitaris-

mus, der jetzt die Atmosphäre erfüllt, ist nicht anzukämpfen. Die einzigen – weil sie auch eine Macht sind – auf die man hoffen kann, dass sie den Massenkrieg abwenden, sind die Sozialdemokraten. Die „bürgerliche“ Friedensbewegung bei uns ist wirklich von einer Schlappeheit, die ihresgleichen sucht. Na ja – an der Spitze ein altes Weib! Wo sind die jungen, kräftigen, begeisternd Dreinfahrenden? – Und jetzt sollen wir reisen, Kati und ich. Es war doch wirklich eine Dummheit, diese Villa Rosalia in diesem Jahr, zu kaufen. Mir ist kläglich, kläglich zumute...Wird sich das noch einmal aufhellen, oder erlöst mich der Tod?“

Am 2. Juni 1914 enden die Aufzeichnungen. Am 20. Juni fing das Bewusstsein an zu schwinden. Ihre letzten vernehmbaren Worte – es schien, als ob sie ihren Freunden noch eine Weisung geben wollte – waren: „Die Waffen nieder! sag's vielen – vielen.“

Am 21. Juni 1914 ist Bertha von Suttner gestorben. Ihr letzter Wunsch war es, wie ihr Gatte zwölf Jahre zuvor, in Gotha eingäschert zu werden. Damals war

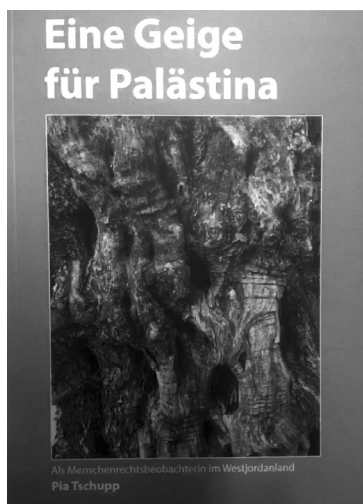
die Urnenbestattung etwas ganz Neues und in vielen Städten noch gar nicht erlaubt. Die Baronin Sutter verbat sich jegliche Aufbahrung, Kranzspenden, Einsegnungen. In ihrem Testament stand: „Ich sterbe, wie ich gelebt, als überzeugte Freidenkerin. Habe nie Glauben geheuchelt und will auch keine Heuchelei nach dem Tode. Karten sind nicht zu versenden.“

Nachrufe von nah und fern feierten die Tote. Alle führenden Pazifisten Europas und der USA ergriffen das Wort und ehrten sie mit Gedenkartikeln, Würdigungen, Bekenntnissen, Erinnerungen. Ein französischer Politiker, der mit Bertha von Suttner seit den Tagen der ersten „Haager Friedenskonferenz“ in Kameradschaft und Zusammenarbeit verbunden war, schrieb: „Unsere teure Freundin, die Baronin Suttner, ist nicht gestorben. Sie wird hinfort lebendiger sein als je. Sie hat für unsere Idee gelebt, nun wird sie durch die Idee lebendig erhalten werden. Sie wird in ihrem Werk fortleben.“

Verena Keller

Lesen

Eine Geige für Palästina



Nach ihrem ersten Buch «Meinem Leben auf der Spur» ist mit «Eine Geige für Palästina» Pia Tschupps zweites Werk erschienen.

Pia Tschupp ist im Freiamt im Kanton Aargau geboren und aufgewachsen. Sie unterrichtete während vieler Jahre an verschiedenen Schulen und Stufen in der Schweiz und in West-

afrika. Die Mutter zweier erwachsener Söhne ist seit ihrer Jugend fasziniert vom Musizieren und vom Reisen.

Sachlich, informativ – und trotzdem immer sehr persönlich und empathisch. Was wie ein Widerspruch in sich tönt, ist Pia Tschupp in ihrem neuen Buch über ihre Zeit als Menschenrechtsbeobachterin

in Palästina / Israel meisterhaft gelungen. Sie packt ihre Leserinnen und Leser von der ersten Zeile an und nimmt sie mit auf die erinnerte Mission in den Nahen Osten. Man lernt herzliche Menschen kennen, erlebt bizarr anmutende Situationen, schüttelt dann und wann den Kopf, muss schmunzeln – und manchmal kommen einem vor Rührung fast die Tränen...

Angereichert mit zahlreichen Fotos, die während der drei Monate im Westjordanland entstanden sind, einer Literaturliste und einem informativen Anhang zur Entwicklung der Situation in der Westbank, ist das Buch eine feine Lektüre für alle, die gerne auf unterhaltsame Art ihren Horizont erweitern.

Das Vorwort schrieb Jochi Weil-Goldstein aus Zürich, der unermüdlichen Brückleinbauer und nachdenkende «Kämpfer» für einen nachhaltigen Frieden im Nahen Osten.

Pia Tschupp

Eine Geige für Palästina

Als Menschenrechtsbeobachterin im Westjordanland

Taschenbuch, 140 Seiten, CHF 18.–.

ISBN 978-3-033-07742-3

Der schiefe Kirchturm Heitere Geschichten aus Graubünden

Wo die Höfe verstreut an den Hängen liegen, lassen sich durch das Fernglas oder aggressiver gesagt, den Feldstecher, andere beobachten. Zum Beispiel ob Frieda und Vali Besuch bekommen, es ist ein Auto aus dem Aargau. Vermieten sie etwa wieder die Ferienwohnung. Ach nein, es ist die Schwiegertochter, man erkennt sie an den langen roten Haaren. Die war doch letztes Wochenende erst da. Was ist bei denen los?

Die Geschichte, wie Familie Unruh den Sonntag feiert, kann auch ohne Fernglas beim Vorbeigehen deutlich wahrgenommen werden. Beim würdigen Anlass eines Abdankungsgottesdienstes verlassen die bezahlten Profimusiker die Kirche frühzeitig, da sie den bestimmten Zug nach Zürich unbedingt erreichen müssen. Und stelle man sich vor, wenn das vordere Prättigau geflutet würde – Holger Finze schildert das bis ins kleinste Detail, zum Beispiel was für neue touristische Möglichkeiten mit dem See entstehen würden. Er schildert auch die Gruppensitzung mit einer ausgebildeten Coachin im Bildungszentrum am Berg oben. Man möchte gemeinsam herausfinden, wo und für was die Kirchgemeinde steht.

Erinnerungen, Albträume und Visionen eines Pfarrers sind als schräge Geschichten im handlichen Büchlein festgehalten. Der Autor Holger Finze war Pfarrer in St. Antönien, Schiers, Zweisimmen und Jenaz. Heute lebt er als Freischaffender in Igis. Seine ursprüngliche Heimat ist Ostfriesland. Dort seien zahlreiche Kirchenbauten in Schieflage geraten, weil sie auf moorigem Untergrund, ohne jede Art Gestein erbaut wurden. Ein plattdeutsches Sprichwort sagt: «Bietje scheev hett Gott leev», ein bisschen schief, hat Gott lieb.

Finze bezieht sich bei seinen Geschichten auf dieses Sprichwort. Schief, schräg, übertrieben, kühn, heiter und humorvoll erzählt er aus seinem 35-jährigen Berufsleben in vier Dörfern. Er betont, dass alle Figuren frei erfunden seien und schreibt: «Falls sich jemand dennoch in der einen oder andern Person erkennt, freut es mich. Dann geht es in diesem Fall um Eigenheiten und Begebenheiten, die nicht ganz aus der Luft gegriffen sind.»

Elisabeth Bardill

*Der schiefe Kirchturm,
Holger Finze-Michaelsen,
Somedica Verlag, 136 S., broschiert,
CHF. 25.-*

Sollt ich meinem Gott nicht singen?



«Alles Ding
währt sei-
ne Zeit...»
Sechszwan-
zig
Lieder vom
Pfarrer
und Dichter
Paul
Gerhardt
fanden

Einzug ins evangelisch-reformierte Gesangbuch. Bis zu zehn und mehr Verse pro Lied hat dieser Mann zum Lebenskreis und zum Lobe Gottes niedergeschrieben. Die Texte beziehen sich auf Anfang, Ende und die Ewigkeit. Gerhardt gebrauchte die «Ich-Form». Seine persönlichen Gedanken, Freuden und Ängste sind für uns, 400 Jahre später, von Bedeutung. Die Liedtexte entstanden in der Sprache jener Zeit und werden auch heute verstanden.

Paul Gerhardt (1607-1676) war Sohn eines politisch engagierten Gartenbauers in Gräfenhainichen, Deutschland. Er hatte sich schon während der Schulzeit und im Elternhaus mit Luthers Lehre befasst. Die Wirren des dreissigjährigen Krieges hatten 1618 begonnen und dauerten weit über seine Jugendzeit hinaus. Der europäische Religions- und Staatenkonflikt wirkte sich verheerend auf eine verunsicherte Gesellschaft aus. Gerhardts Theologiestudium in Wittenberg war geprägt von Flüchtlingen aus seiner zerstörten Heimatstadt, dazu grassierte die Pest sowie Hungersnot.

Als Pfarrer an verschiedenen Kirchen kam er ins Konfliktfeld der Lutheraner und Calvinisten, wurde ab- und wiedergewählt. Bis zu seinem Tod lebte er in bescheidenen Verhältnissen in Lübben. Seine Lieder wurden unsterblich und werden weitergesungen. Mehr erfahren Sie unter: www.paulgerhardt.ch

Elisabeth Bardill

Wann, wo, wer, was?

Mittwoch, 8. Juli
Zürich

Neue Wege Lesegruppe

15.30 bis 17.00 Uhr, in der Arvenstube im Lavaterhaus der Kirchgemeinde St. Peter. gerold.roth@hin.ch

Freitag, 10. Juli
Zürich



Öffentliches Schweigen der Frauen für den Frieden
17.45-18.15 Uhr beim Fraumünster

Politischer Abendgottesdienst Zürich
in der Kirche St. Peter (St. Peterhofstatt), 18.30 Uhr
**Angesichts der globalen Anti-Migrations-Politik.
Unsere lokalen Handlungs-Möglichkeiten**
Mit Christoph Albrecht,
Jesuit, Fahrenden- und Flüchtlingsseelsorger.

Freitag, 14. August
Zürich



Öffentliches Schweigen der Frauen für den Frieden
17.45-18.15 Uhr beim Fraumünster

Politischer Abendgottesdienst Zürich
in der Kirche St. Peter (St. Peterhofstatt), 18.30 Uhr
SRG - Service public unter Druck
Mit R. Ruoff, Publizist und ehemaliger Mitarbeiter der SRG und
K. Gerber, Vizepräsidentin des Publikumsrats SRG Deutschschweiz.

Freitag, 14. August
St.Gallen

Neue Wege Lesegruppe

17.30 bis 19.15 Uhr, im westlichsten Zimmer
im MIGROS-Restaurant, im HB-Hauptgebäude.

Samstag, 22. August
Zürich



resos Gartnehofveranstaltung
Der Fremde - Eine Liebesgeschichte.
Verena Keller liest aus ihrem neuen Buch
Mit Diskussion und Aperó
15.00 - 17.00 Uhr Gartenhofstrasse 7

Mittwoch, 26. August
Zürich

Neue Wege Lesegruppe

15.30 bis 17.00 Uhr, in der Arvenstube im Lavaterhaus der Kirchgemeinde St. Peter. gerold.roth@hin.ch

Freitag, 11. September
Zürich



Öffentliches Schweigen der Frauen für den Frieden
17.45-18.15 Uhr beim Fraumünster

Politischer Abendgottesdienst Zürich im
Kulturhaus Helferle, Breitingersaal (Kirchgasse 13), 18.30 Uhr
Heiter humpeln für die Welt unserer Enkel.
Fulbert Steffensky, geb. 1933, bis 1998 Professor für Religionspädagogik in Hamburg, Publizist, lebt in Luzern.

Mittwoch, 16. September
Zürich

Neue Wege Lesegruppe

15.30 bis 17.00 Uhr, in der Arvenstube im Lavaterhaus der Kirchgemeinde St. Peter. gerold.roth@hin.ch

Samstag, 26. September
Zürich



resos Gartenhofveranstaltung
Russland - es gibt Hoffnung, trotz allem!
Tischgespräch mit Roman Berger, Journalist und ehemaliger Russland-Korrespondent, Mitglieder der Neue-Wege-Redaktion.
15.00 - 17.00 Uhr Gartenhofstrasse 7

Jahresversammlungen

Samstag 5. September 2020
im Kirchgemeindehaus Aussersihl
Staufacherstrasse 8/10
Zürich

8.45 Uhr	Kaffee
9.15 - 10.45 Uhr	Jahresversammlung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
11.00 - 12.00 Uhr	Jahresversammlung Theologische Bewegung für Solidari- tät und Befreiung (TheBe)
12.15 -13.15	Jahresversammlung RESOS 1. Begrüssung 2. Protokoll der letzten Jahresversammlung 3. Jahresbericht 2019 4. Jahresrechnung 2019 und Revision 5. Jahresbudget 2020 6. Wahlen 7. Anträge 8. Verschiedenes